

DANIEL EVERETT

Die größte Erfindung der Menschheit

DANIEL EVERETT

Die größte Erfindung der Menschheit

Was mich meine Jahre am Amazonas
über das Wesen der Sprache
gelehrt haben

Aus dem Englischen von
Harald Stadler

Deutsche Verlags-Anstalt

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel *Language. The Cultural Tool*
bei Pantheon Books, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage

Copyright © 2012 by Daniel L. Everett

Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe

Deutsche Verlags-Anstalt, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Nico Schröder, Hamburg

Grafiken: Peter Palm, Berlin

Typographie und Satz: Brigitte Müller/DVA

Gesetzt aus der Trump Mediäval

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-04594-2

www.dva.de

Meinen Mentoren und ehemaligen Kollegen,
Marcelo Dascal und John Searle,
beides außergewöhnliche Lehrer

Inhalt

Vorbemerkung des Übersetzers 10

Vorwort 11

Einleitung: Das Geschenk des Prometheus 13

Erster Teil: PROBLEME

- 1 Sprache als soziales Werkzeug 29
- 2 Vom Feuer zur Kommunikation 53
- 3 Das Überschreiten der Kommunikationsschwelle 73
- 4 Hat Platon ein Problem? 93

Zweiter Teil: LÖSUNGEN

- 5 Universalien und Fähigkeiten 119
- 6 Der Aufbau einer Sprache 148
- 7 Die Plattformen für Sprache 216

Dritter Teil: ANWENDUNGEN

- 8 Die Antwort des Aristoteles: Interaktion
und die Konstruktion kultureller Zeichen 249
- 9 Sprache als Werkzeug 295

Vierter Teil: VARIATIONEN

- 10 Sprache, Kultur und Denken 341
- 11 Mitgegangen, mitgehangen.
Kulturelle Einflüsse auf die Grammatik 364
- 12 Willkommen im Kuriositätenkabinett 401

Schluss: Grammatiken des Glücks 427

Anhang

Auszug aus Platons *Menon* 437

Dank 442

Bibliographie 443

Register 450

Denn statt mit aus Büchern entlehnten Vorstellungen, die sich augenblicks in philosophische Begriffe verwandelten, wurde ich hier mit einer gelebten Erfahrung der Eingeborenengesellschaften konfrontiert, deren Bedeutung das Engagement des Beobachters wachgehalten hatte. Mein Geist, nach jenem Schwitzen im geschlossenen Raum, auf das die Praxis der philosophischen Reflexion ihn beschränkt hatte, fühlte sich, an die frische Luft geführt, von einem neuen Wind erfrischt. Gleich einem Stadtbewohner, den es in die Berge verschlagen hat, berauschte ich mich am Raum, während mein geblendetes Auge den Reichtum und die Wahrheit der Dinge ermaß.

Claude Lévi-Strauss, *Traurige Tropen*, 1955

Wird [einem Menschen] eine Tatsache vorgesetzt, die ihm gegen den Strich geht, so wird er sie genau prüfen, und wenn der Beweis nicht überwältigend ist, wird er sich weigern, sie zu glauben. Wenn ihm andererseits etwas vorgesetzt wird, das aus irgendeinem Grund mit seinen Wünschen und Hoffnungen übereinstimmt, so wird er es sogar aufgrund des schwächsten Beweises akzeptieren. Auf diese Weise erklärt sich der Ursprung von Mythen...

Bertrand Russell, *Wege zur Freiheit*, 1918

Vorbemerkung des Übersetzers

Das vorliegende Buch ist die Übersetzung eines Werks, das in der Originalfassung für eine englischsprachige Leserschaft gedacht war. Daher wählte der Autor Beispiele aus der englischen Sprache – neben zahlreichen Beispielen aus verschiedenen südamerikanischen Indianersprachen, die dem Sprachvergleich dienen. Deutsche Sprachbeispiele enthält der ursprüngliche Text nicht. Bei der deutschen Übersetzung wurde folgendermaßen verfahren:

Englische Beispiele, die besonders prägnant klingen, werden im Original genannt und sind ins Deutsche übersetzt beziehungsweise werden erläutert. Stellenweise wurden entsprechende deutsche Formen hinzugefügt, die das behandelte linguistische Phänomen für den hiesigen Leser unmittelbar anschaulich machen.

Beispiele, die sich gleichsam eins zu eins übertragen ließen, wurden übersetzt, ohne dass die englische Originalprobe noch einmal ausdrücklich genannt wird.

In Fällen, die keine Übersetzung ohne umständliche Erklärung zuließen, wurden die englischen Exempel vollständig durch deutsche ersetzt, so etwa die »Holzwegsätze« in Kapitel 9. Vereinzelt wurden auch Beispiele für amerikanische Kulturphänomene durch europäische Entsprechungen ersetzt.

Kurzum, der Leser findet englische Beispiele mit deutscher Übersetzung, deutsche Beispiele, die auf englische Originale zurückgehen, und schließlich deutsche Beispiele, die eigens aus dem deutschen Sprachschatz geschöpft wurden.

Vorwort

Die Menschen des 21. Jahrhunderts entwickeln laufend neue Technologien, die bereits die Grundlagen des Lernens und Lehrens, der Künste und Wissenschaften, der Politik und des Geschäftslebens verändert haben. Der interessanteste Aspekt dieser spannenden Neuerungen ist der, dass sie alle durch ein einziges Werkzeug ermöglicht werden – die menschliche Sprache, *instrumentum linguae*.

Die Vorstellung, dass Sprache ein Werkzeug sei, besteht schon seit langer Zeit. In der Neuzeit hat der große sowjetische Psychologe Lew Wygotski als einer der Ersten diese Auffassung explizit vertreten; Aristoteles allerdings hat die Sprache bereits vor mehr als 2300 Jahren in diesen Begriffen gefasst.

Niemandem ist es jedoch so richtig gelungen, die Erkenntnisse der modernen Sprachwissenschaft, der Psychologie und der Anthropologie zu verflechten und klar herauszuarbeiten, was es eigentlich heißt, Sprache als Kulturwerkzeug zu begreifen – als Instrument, das die Menschenaffen erschufen, um ihr soziales Bedürfnis nach Sinn und Gemeinschaft zu befriedigen. Dies ist mein ehrgeiziges Vorhaben.

Einige Experten behaupten, Sprache entspringe einem Instinkt und sei nicht die Erfindung einer Gemeinschaft Gleichgesinnter. Die meisten Forscher gehen jedoch davon aus, dass es sich bei Instinkten um einfache, nicht gelernte Reflexe handelt. Ein Instinkt ist beispielsweise das Bedürfnis eines Kleinkindes, an der Brust zu saugen. Die Sprache ist indes komplex und erlernt, ein Produkt aus Funktion und Form, das menschliche Kulturen seit dem Aufkommen unserer Art entwickelt und vervollkommen haben.

Einleitung

Das Geschenk des Prometheus

In seiner Verlegenheit nun, welches Mittel zum Schutze und zur Erhaltung [des Menschen] er ausfindig machen sollte, stiehlt Prometheus des Hephaistos und der Athene kunstreiche Weisheit zusamt dem Feuer – denn es war unmöglich, dass sie ohne das Feuer von irgend jemandem erworben oder ihm nützlich werden konnte – und beut sie also zur Gabe dem Menschen.

Platon, *Protagoras*, um 388 v. Chr.

Die alten Griechen überlieferten einen Mythos über eines der bedeutsamsten Werkzeuge der Menschheit, das Feuer. Der Held der Erzählung war Prometheus, dessen Name »der Vorausdenkende« bedeutet. Prometheus hatte die Menschen lieb gewonnen, bei deren Erschaffung er Zeus geholfen hatte. Voller Mitleid sah er zu, wie die Erdenbewohner ängstlich und fröstelnd im Dunkeln kauerten und blind umherstolpten, sobald die Sonne untergegangen war. Er wusste, wie sich ihr Problem lösen ließe: Sie brauchten Feuer. Zeus aber wollte nicht, dass die Menschen Feuer besitzen. Feuer hätte ihnen mehr Macht verliehen, als dem Göttervater lieb war. Damit hätten sie sogar mit den Göttern selbst wetten können. Deshalb verwehrte Zeus es ihnen.

Prometheus wusste, wie gefährlich es wäre, das Gebot des Götterkönigs zu missachten. Doch aus Mitleid und Liebe entzündete er am funkensprühenden Sonnenwagen des Helios einen Fenchelstängel und trug diese lodernde Fackel zur Erde. Auch wenn seine Absichten noch so hehr gewesen sein moch-

ten – Prometheus musste einen grausamen Preis für seine Wohltätigkeit bezahlen. Zeus verdammt ihn zu ewiger Pein und kettete ihn an einen Fels, wo jeden Tag ein Adler von seiner Leber fraß, die sich aber über Nacht immer wieder erneuerte, damit die Qual am Morgen weiterging. Erst als der mächtige Herakles den Adler tötete und die Fesseln sprengte, wurde Prometheus erlöst.

Wie alle Mythen schließt die Geschichte um Prometheus kulturelle Werte ein und liefert Antworten, die den neugierigen Zeitgenossen (*Homo curiosus*) so lange befriedigen, bis eine bessere Erklärung auftaucht. Dieser Mythos lässt uns jene Probleme erkennen, die das Feuer lösen sollte. Und wir lernen, dass das Auftreten des Feuers ein bedeutsames Ereignis in der Menschheitsgeschichte war.

Auch in der Mythologie der alten Hebräer handelt eine Erzählung davon, dass Gott fürchtete, der Mensch könne zu viel Macht gewinnen. Der hebräische Mythos unterscheidet sich jedoch deutlich von dem griechischen. In den Schriften der Hebräer wird klar erkannt, dass Sprache weitaus mächtiger ist als Feuer. Die Allmacht des alttestamentarischen Gottes wird nicht dadurch bedroht, dass der Mensch über das Feuer verfügt, sondern indem er zur Kommunikation fähig ist. Auf dieser Erkenntnis über die Macht der Sprache fußt der hebräische Mythos des Turms von Babel, mit dessen Errichtung das Tor Gottes (Bab El) bedroht wird. In dieser Erzählung fürchtet Gott nicht die technischen Werkzeuge in der Hand seiner Geschöpfe, seien es Äxte, Ziegel, Feuer oder dergleichen. Vielmehr ist er darüber erzürnt, dass die Menschen zusammenarbeiten können und dabei versuchen, Gott gleichzukommen. Und die Kooperation des Menschen beruht ganz auf seiner Kommunikation. Daher stiftet Gott eine Sprachverwirrung und zerstreut die Menschen über die ganze Erde. In der Bibel heißt es:

[Der Herr] sprach: Seht nur, *ein* Volk sind sie, und *eine* Sprache haben sie alle. Und das ist erst der Anfang ihres Tuns. Jetzt wird ihnen nichts mehr unerreichbar sein, was sie sich auch vornehmen. Auf, steigen wir herab, und verwirren wir dort ihre Sprache, so dass keiner mehr die Sprache des anderen versteht. Der Herr zerstreute sie von dort aus über die ganze Erde, und sie hörten auf, an der Stadt zu bauen. Darum nannte man die Stadt Babel (Wirrsal), denn dort hat der Herr die Sprache aller Welt verwirrt, und von dort aus hat er die Menschen über die ganze Erde zerstreut. Genesis 11:6–9 (Einheitsübersetzung)

Ironischerweise war der hebräische Gott kein Linguist. Es schien ihm nicht bewusst zu sein, dass Vielfalt den *Homo sapiens* stärkt. Nichts stärkt uns so sehr wie Vielfalt in Sprache und Kultur. Der Bibel zufolge erschuf Gott einen Menschen, Adam, und trug diesem auf, die Pflanzen und Tiere seiner Schöpfung zu benennen. Indem Gott die Nachfahren Adams über die ganze Erde zerstreute, schuf er im Grunde Tausende Adame, die nicht nur den Garten Eden erkundeten und benannten, sondern die ganze Welt. Wohin auch immer die Erdenkinder gezogen sind, haben sie das Feuer und die Sprache mitgenommen, um ihre Lebenswelt zu verstehen und zu beherrschen. Das bedeutet, dass keiner von uns die »allein richtige« Sprache spricht. Wir sprechen jene Sprache, die uns am besten dient. Und alle diese Sprachen sind so gestaltet, dass sie den Bedürfnissen unserer kulturellen und sozialen Gegebenheiten gerecht werden.

In einem Punkt hatten die Hebräer allerdings recht. Das Äußern des ersten Wortes dürfte wohl von größerer Bedeutung gewesen sein als das Stehlen des Feuers von den Göttern des Olymps. Substantive und Verben bilden die Grundlage menschlicher Zivilisation. Ohne Wörter könnten wir keine geschichts- und lebensverändernden Sätze äußern, beispielsweise »Ich taufe dieses Schiff auf den Namen *Titanic*« oder »Hiermit erkläre ich euch zu Mann und Frau«. Ohne Worte hätte der Pionier der

amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung, Patrick Henry, niemals seinen berühmten Satz äußern können: »Gib mir Freiheit oder gib mir den Tod!« Mit Substantiven und Verben wurde die menschliche Gesellschaft begründet, mit ihnen begann auch die Mehrung des menschlichen Wissens.

Daher gilt eine der Forschungsfragen vieler moderner Denker ebendiesem Ursprung von Wörtern, Sätzen, Geschichten und anderen Elementen der menschlichen Sprache. Kamen die Sprache und ihre Bestandteile schlagartig auf, oder haben sie sich als kulturelle Anpassungen erst nach und nach herausgebildet? In diesem Buch geht es um die Entstehung dieses großartigen sprachlichen Werkzeugs unserer Gehirne und Gemeinschaften, jenes kognitive Feuer, das den verwaisten Raum zwischen uns viel heller erleuchtet, als es das Licht einer Flamme jemals könnte. Hier wird die Geschichte des bedeutsamsten Instruments der Menschheit geschildert; wir untersuchen dessen Aufgaben und Ziele und gehen der Frage nach, wie Sprache entstanden sein mochte.

Anders als das physikalische Feuer existierte das kognitive Feuer der Sprache erst, als der Mensch es ins Leben rief. Jedes Individuum und jede Kultur in der Geschichte der Menschheit hat dieses Werkzeug auf eigene Weise geprägt. Es ist eine Erfindung, die alle Menschen einschließt. Es verbindet. Es trennt. Es erwärmt unsere Herzen. Es lässt uns erschauern. Es stärkt unseren Körper und stählt junge Männer für den Kampf. Es verleiht uns die größte Wonne überhaupt – klare und geordnete Gedanken. Mit diesem Werkzeug entstand der *Homo loquax*, wie der Schriftsteller Tom Wolfe uns nennt – der »sprechende Mensch«. Wir sind die Beherrscher dieses wütenden kognitiven Feuers.

Die Sprache dient uns unter anderem dadurch als Werkzeug, indem sie uns hilft, das Leben auf der Erde zu meistern. Sie ist unsere bedeutendste Manifestation kognitiver Fertigkeiten. Sie bildet die Grundlage für ein ganzes Arsenal kultureller Leistungen, zu denen die Naturwissenschaften, die Philosophie

und die Künste zählen. Die Sprache befähigt unser Gehirn zu Funktionen, die ohne sie nicht möglich wären, etwa das Lösen arithmetischer Probleme, das Kochen nach Rezepten und das Nachdenken darüber, was wir in der Zukunft erreichen möchten.

Kein Linguist, Psychologe, Anthropologe oder Philosoph würde bestreiten, dass Sprache nützlich ist. Höchst umstritten ist indes die Frage, woher dieses Werkzeug stammt. Einige Gelehrte meinen, Sprache sei zufällig entdeckt worden, wie das Feuer. Andere glauben, ein genialer *Homo sapiens* hätte sie vor rund 75 000 Jahren erfunden, so wie der Cherokee-Häuptling Sequoyah die Schrift für sein Volk erfand. Wieder andere behaupten, Sprache sei im menschlichen Gehirn genetisch codiert, als zufälliges Nebenprodukt des Umstands, dass unsere Schädel mit einer beispiellosen Anzahl von Neuronen vollgepackt sind.

Die bei Weitem berühmteste Antwort auf diese Frage lautet allerdings, dass Sprache Teil unserer genetischen Ausstattung sei und dass daher alle menschlichen Sprachen eine fast identische Grammatik und auch eine gemeinsame Phonetik und Semantik – also vergleichbare Laut- und Bedeutungssysteme – aufwiesen. Aus dieser Sicht unterscheiden sich verschiedene Sprachen signifikant nur durch ihre Vokabulare. Dies ist jedoch nicht die einzige Erklärung für das Vorkommen und die Entwicklung von Sprache bei allen Menschen. Und ich halte dies nicht einmal für die beste verfügbare Antwort.

In diesem Buch soll nicht erörtert werden, warum eine Sicht von Sprache falsch und eine andere richtig ist. Allerdings werde ich mich nicht davor scheuen, Schlussfolgerungen darzulegen. Vielmehr geht es hier um die Freude an der Sprache, die mich in mehr als 30 Jahren Feldforschung bei indigenen Völkern in Nord- und Südamerika und im Zusammenleben mit anderen *Homines loquaces* erfüllte. Von jeder der fast zwei Dutzend Sprachen, die ich in den vergangenen Jahrzehnten im Amazonasgebiet, in Mexiko und in den Vereinigten Staaten studierte, gewann ich Erkenntnisse über die Natur unserer Spezies und

unsere Fähigkeit zu kommunizieren, die ich in anderen Lebensumständen nie erlangt hätte. Ich lernte viel über die Beziehung des Menschen zur Natur, über die Betrachtungsweisen des Lebens und das Sprechen in einer Welt, die von den alten Kulturen des Urwalds geprägt wurde. Ich habe erfahren, wie Worte mein Herz ergreifen und mein Leben verändern, von der Poesie eines E. E. Cummings über die Prosa eines William James bis hin zu den Geschichten der Menschheitsfamilie, die man sich abends am Lagerfeuer erzählt. Sprache verleiht den Menschen ihre Menschlichkeit.

Wie aber ist dieses fabelhafte Artefakt entstanden? Wie erklärt es sich, dass alle Menschen darüber verfügen? Warum bestehen so viele Ähnlichkeiten zwischen unterschiedlichen Sprachen, wenn doch jede ein Werkzeug für eine bestimmte Kultur ist? Und was bedeutet es schließlich, wenn man sagt, Sprache sei ein Werkzeug? Ist das nur eine Redensart?

Die letzte Frage beantwortet alle anderen.

Die meisten Menschen fasziniert Sprache und unsere Fähigkeit zu sprechen, zu überreden, zu beleidigen, zu loben und zu lügen – also die Möglichkeit, die ganze Bandbreite unserer Gedanken und Gefühle durch Symbole in Form von Lauten, Gesten, Schriftzeichen, Trommelschlägen und unzähligen weiteren Kommunikationsmitteln auszudrücken. Es ist nur natürlich, dass uns diese Kommunikationstechniken derart fesseln, denn nichts verrät uns mehr darüber, was es heißt, Mensch zu sein, als die Formen unserer Sprache und die Zwecke, zu denen wir sie einsetzen. Sie bildet die Grundlage für jeden Fortschritt, von den Cro-Magnon-Höhlenmalereien über Thomas Edisons Glühbirne bis zu Mark Zuckerbergs Facebook. Das ganze Informationszeitalter beruht auf Sprache.

Alle menschlichen Fähigkeiten, einschließlich der Sprache, lassen sich von zwei Quellen herleiten – den Genen und der Umwelt. Die Vorstellung, dass Sprache ausschließlich von unserer Kultur beziehungsweise dem sozialen Umfeld hervor-

gebracht wird, ist ebenso grob vereinfachend, nutzlos und falsch wie die Gegenauffassung, wonach Sprache von unserem Genom und ohne große Lernbeteiligung gebildet wird. Wie das menschliche Denken selbst, so entsteht auch Sprache an der Schnittstelle unserer biologischen Ausstattung und unserer existenziellen Lebenswelt. Die relativen Anteile von Natur und Erziehung, die für die Herausbildung von Sprache erforderlich sind, lassen sich nur schwer bestimmen.

Ebendiese Rezeptur, die für das Entstehen des komplexen Gebildes Sprache ausschlaggebend ist, steht inzwischen im Zentrum einer intellektuellen Debatte über die Theorien menschlicher Kommunikation. Linguisten, Psychologen, Anthropologen, Biologen und Philosophen teilen sich meist in zwei Lager: Auf der einen Seite geht man davon aus, dass der Mensch biologisch mit einem genetischen Programm zur Entwicklung der Sprache versehen ist. Die Vertreter des anderen Lagers argumentieren, dass die menschliche Biologie und die Beschaffenheit der Umwelt allgemeine Mechanismen bereitstellen, die uns die Flexibilität ermöglichen, ein breites Spektrum allgemeiner Fertigkeiten zu erwerben – Sprache ist dabei nur eine unter vielen. Das erste Lager verweist häufig auf einen »Sprachinstinkt« beziehungsweise eine »Universalgrammatik«, die allen Menschen gemeinsam sei. Den Anhängern des zweiten Lagers zufolge lernen wir Sprache so, wie wir auch andere Fähigkeiten erlernen, etwa Kochen, Schachspielen oder Tischlern.

Das Argument, wir besäßen einen Sprachinstinkt, stützt sich gewöhnlich auf zwei Beobachtungen: Alle Menschen sprechen eine Sprache, und alle Sprachen weisen die gleichen Merkmale auf. Für die Gegenthese, wonach Sprache erfunden und kulturell überliefert wird, dienen als empirische Belege unsere Fähigkeit zu lernen und die Erkenntnis, dass viele Eigenschaften der Sprache von Kräften außerhalb des Gehirns geprägt werden. Letztere Argumentation berücksichtigt die Vorstellung, dass die Funktion von Sprache deren Form prägt. Sie erkennt die linguistische Tragweite der pragmatischen

Kräfte, die sich daraus ergibt, dass der Mensch kommunizieren muss, um zu überleben.

In den folgenden Kapiteln soll zugleich informiert und diskutiert werden. Viele Sachverhalte, die ich erörtere, sind strittig. Deswegen sind sie aber nicht weniger bedenkenswert. Eines meiner Ziele besteht darin, alternativen Standpunkten angemessenes Gehör zu verschaffen, auch wenn ich sie letztlich zugunsten der Mehrheitsmeinung ablehne. Allerdings werde ich gegen eine bestimmte Position plädieren müssen, um bessere Argumente für eine andere Sichtweise vorzutragen. Dies entspricht dem üblichen wissenschaftlichen Diskurs. Solange wir uns fair verhalten und glaubwürdige Indizien vorlegen, halte ich es für förderlich, sich über eine Sache negativ und über andere Punkte positiv zu äußern. Das vorliegende Buch untersucht einen ganz einfachen Gedanken: Alle menschlichen Sprachen sind Werkzeuge – Werkzeuge zur Lösung ähnlicher Probleme der Verständigung und des sozialen Zusammenhalts. Sie sind Instrumente, die durch die charakteristischen Zwänge und Erfordernisse der jeweiligen kulturellen Nischen – insbesondere der überlieferten Werte – geformt werden und die in vielen Fällen die Ähnlichkeiten und Unterschiede einzelner Sprachen erklären.

Zuerst aber müssen wir sowohl »Sprache« als auch »Kultur« definieren, um zu verstehen, wie beide zusammenwirken. Sprache bezeichnet die Art, wie wir reden. Kultur umschreibt die Weise, wie wir leben. Sprache umfasst Laute, Zeichen, Grammatik und Bedeutung. Unter Kultur verstehen wir die gemeinsamen Werte einer Gemeinschaft und die Beziehung zwischen diesen Werten sowie das gesamte Wissen eines Kollektivs, das dieses gemäß seinen Traditionen überliefert.

Geschrieben habe ich das Buch für den Leser, der sich für die Beschaffenheit menschlicher Sprache interessiert – jenes System, das uns alle verbindet, jenes Werkzeug, mit dem wir anderen die Ergebnisse unseres Denkens mitteilen können. Meine Erörterung zielt darauf ab, über die umfassendsten und

wichtigsten Themen nachzudenken. Hin und wieder ist es allerdings nötig, sich mit Details auseinanderzusetzen. Wir brauchen sowohl ein Weitwinkelobjektiv als auch ein Mikroskop, um die Struktur und den Kontext von Sprache zu betrachten.

Wir müssen bestimmte Dinge wissen, um zu einer sachkundigen Meinung über das Wesen von Sprache zu gelangen – ihren Nutzen, ihre Funktionen und ihre Formen. Ein Aspekt ist ihr Ursprung. Daher beginnt die folgende Abhandlung im Grunde in der afrikanischen Savanne. Das hilft uns zu verstehen, in welcher Weise Sprache Probleme löst – und zum Überleben und Gedeihen unserer frühen Vorfahren beitrug. Mit diesen Problemen müssen wir uns befassen. Wir müssen wissen, wie Sprache von unterschiedlichen Gesellschaften eingesetzt wird. Es gilt zu verstehen, wie der menschliche Körper und das Gehirn ausgestattet sein müssen, um Sprache zu erzeugen. Wir müssen die Beziehung zwischen Sprache und Kultur in vielen verschiedenen Gesellschaften untersuchen. Und wir müssen prüfen, welche Indizien für die gegensätzlichen Thesen sprechen, wonach Sprache als Werkzeug angeboren oder aber erfunden ist.

Sobald wir tiefer in dieses Thema einsteigen, wird sich klar erweisen: Es gibt keine eindeutigen Belege dafür, dass Sprache angeboren ist, allein schon der Begriff »angeboren« ist viel zu verschwommen, um das Wesen der Sprache zu erhellen.

Wenn es sich bei Sprache aber um ein Werkzeug handelt, das nicht unserem Genom zuzuschreiben ist, sondern erfunden wurde, stellt sich die spannende Frage, warum sich die Sprachen der Welt so ähneln. Warum weisen Sprachen so viele gemeinsame Merkmale auf, wenn diese nicht auf das menschliche Genom zurückzuführen sind? Und wenn wir dieses Rätsel beantworten können, taucht eine weitere, ebenso schwierige Frage auf: Wie weit kann sich eine Sprache von einer anderen unterscheiden?

Letztere Frage kann durchaus Emotionen aufwühlen. Selbst viele Wissenschaftler gehen davon aus, dass alle Sprachen irgendwie »gleich« sind. So werden beispielsweise die meisten

Linguisten erklären, alle menschlichen Sprachen seien gleichermaßen komplex beziehungsweise eine Sprache sei genauso vielseitig wie die andere. Ist das wirklich so? Sind Sprachen tatsächlich gleichartig? Bei den üblichen Antworten wird meist die Gleichförmigkeit von Sprachen mit der Gleichförmigkeit der Biologie des menschlichen Körpers verwechselt. Von Letzterer bin ich überzeugt, von Ersterer jedoch nicht. Der Gedanke, dass alle Sprachen gleich seien, scheint weniger auf Forschungsarbeit zu beruhen als auf dem Begriff des politisch Korrekten. Bisweilen entsteht der Eindruck, einige Sprachen müssten anderen unterlegen sein, wenn sie nicht alle das gleiche Maß an Vielschichtigkeit und Vielfältigkeit aufwiesen. Wenn wir sagen, einer bestimmten Sprache fehlten grammatikalische Elemente, die andere Sprachen aufweisen, so scheinen manche Leute zu fürchten, man wolle damit behaupten, die Sprecher einer bestimmten Sprache seien irgendwie minderwertig gegenüber den Sprechern der anderen. Nichts könnte jedoch weiter von der Wahrheit entfernt sein. Ich stehe meinem Sohn in nichts nach, nur weil er Golf spielt und daher Golfschläger benutzt, während ich dies nicht tue. Ich brauche eben keine Golfschläger. Das Gleiche gilt für Sprachen: Sie sind Werkzeuge, die in ihre entsprechende kulturelle Nische passen. Aus evolutionärer Sicht benutzen Lebewesen das, was sie brauchen, und verzichten auf das, was sie nicht brauchen. Daran ist nichts politisch unkorrekt.

Zudem gehen viele der emotional geleiteten Argumente in der Debatte über die jeweilige Komplexität von Sprachen am eigentlichen Thema vorbei. Von zu vielen Sprachen der Welt besitzen wir schlichtweg gar keine Beschreibungen, um wissen zu können, wie das »normale« Maß an Komplexität bei menschlichen Sprachen aussieht. Im Grunde hat noch niemand eine stimmige Definition für »sprachliche Komplexität« geliefert oder auch nur eine vorgeschlagen, die von allen Wissenschaftlern anerkannt wird. Allerdings laufen derzeit in etlichen Teilen der Welt Forschungsprojekte zu diesem Thema.

Nach Meinung einiger Wissenschaftler lassen sich die Begrenzungen von Sprache jedoch nicht mit empirischer Feldforschung ermitteln, sondern durch mathematische Analysen. Um hinter die Axiome der Mengenlehre zu kommen, ist es nicht nötig, Feldstudien zu betreiben. Wäre die Sprache ausschließlich mathematisch begründet, müssten wir keine Feldforschung anstellen, um ihre Eigenschaften aufzudecken. Wir könnten uns darauf beschränken, gründlich über unsere eigene Muttersprache nachzudenken. Folgt man dieser Vorstellung einer Nabelschau und der entsprechenden Implikation, wonach sich die Merkmale verschiedener Sprachen von einer allgemeinen Theorie ableiten lassen und keinerlei konkrete Recherche erfordern, dann ergibt die Idee, Sprache sei ein kulturelles Artefakt, allerdings wenig Sinn. Die Indizien deuten jedoch keineswegs darauf hin, dass sich Sprachen von Axiomen herleiten lassen. Immer mehr Belege führen zu dem Schluss, dass die Unterschiede und Ähnlichkeiten der Sprachen weltweit weder der Mathematik noch der Genetik entspringen, auch wenn die Sprachen Eigenschaften aufweisen, die durch Mathematik und Genetik eingeschränkt werden.

Dieses Buch gliedert sich in vier Teile. Im ersten Teil, in den Kapiteln 1 bis 4, untersuche ich die Probleme der Kommunikation und des Überlebens, die sich unseren Vorfahren stellten. Ich lege dar, dass die Spezialisierung der menschlichen Biologie für Sprache nicht entscheidend ist, und zeige auf, wie unser allgemeines Denkvermögen, die Entstehung menschlicher Gemeinschaften und gesellschaftliche Interaktion das Aufkommen menschlicher Sprache geprägt haben könnten. Im zweiten Teil, in den Kapiteln 5 bis 7, richtet sich das Augenmerk auf die Lösungen, die Natur und Umwelt für das Kommunikationsproblem bereitstellten. Dabei zeige ich Belege dafür, dass es für die Kommunikationsprobleme weltweit nicht nur eine einzige, sondern viele Lösungen gibt, und ich betrachte sowohl die Unterschiede als auch die Gemeinsamkeiten verschiedenster

Sprachen in aller Welt. Ebenfalls beleuchtet werden die biologischen, mentalen und soziokulturellen Grundlagen, die vonnöten sind, damit der Mensch Sprachen lernen, verstehen und anwenden kann. Eingehend befasse ich mich mit den Formen und Funktionen von Sprache und erläutere dabei Lautstrukturen, Satzstrukturen und einiges mehr. Ich prüfe auch den einzigen überzeugenden Kandidaten für jene Funktion, die man als »Sprachinstinkt« bezeichnen könnte – den von Aristoteles postulierten »sozialen Instinkt«.

Der dritte Teil des Buches mit den Kapiteln 8 und 9 widmet sich eingehend der Frage, wie die oft unsichtbare Hand der Kultur die Formen und Bedeutungen in der Syntax und Semantik menschlicher Sprachen prägt.

Im vierten und letzten Teil richte ich mein Interesse auf die mannigfaltigen Lösungen des Sprachproblems, die Bedeutung kultureller und linguistischer Vielfalt für das Überleben unserer Spezies und die Frage, wie Grammatiken Glück bereiten können.

Viele Forscher ergründen heutzutage, wie Sprache und Kultur einander formen. Einen bestimmten Aspekt dieser Frage will auch ich beantworten: Wie beeinflussen die Werte, die wir als Mitglieder menschlicher Gemeinschaften pflegen, die Weise, wie wir uns verständigen? Die Kultur ist hier natürlich nicht allein entscheidend, aber ebenso wenig der mentale Apparat. Unsere jeweiligen Kulturen, Sprachformen und Gehirne entwickeln sich miteinander, von der Geburt bis zum Tod und sogar über die Lebensspanne eines einzelnen Individuums hinaus. Jede Sprache dokumentiert die historische Symbiose aus Grammatik, Geist und Kultur. Deswegen bedroht es uns alle, wenn wir sehen, dass so viele Sprachen auf der Welt gefährdet sind. Die Vielfalt der Sprachen und ihre Eigenschaften bestimmen den Horizont der menschlichen Erfahrung.

Sprache führt uns durch unsere Lebenswelt. Sie bildet das Thema von Mythen, Literatur, Philosophie und Wissenschaft. In den allermeisten – mündlich wie schriftlich überlieferten –

Literaturen der Welt versuchten die Menschen, den Ursprung ihrer Werkzeuge, Fähigkeiten und Lebensumstände zu erklären. In den Anfängen geschah dies mithilfe von Mythen. Heute verwenden wir dafür die Wissenschaft, sie liefert in der Regel bessere Erklärungen als der Mythos. Aber die Mythen vermitteln die Erhabenheit ihres Stoffes fesselnder als die Wissenschaft, eben wegen des weiten Bogens menschlicher Gefühle, den sie umspannen, und der tiefen Verwurzelung in den Kulturen, denen sie entspringen.

Erster Teil

PROBLEME

1 Sprache als soziales Werkzeug

Dass die Wahrheit nicht dort draußen ist, heißt einfach, dass es keine Wahrheit gibt, wo es keine Sätze gibt, dass Sätze Elemente menschlicher Sprachen sind und dass menschliche Sprachen von Menschen geschaffen sind.

Richard Rorty, *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, 1989

Schwitzend und erschöpft stolperte ich auf der Suche nach Nahrung durch den Urwald des mexikanischen Bundesstaates Chiapas. Ameisenbisse waren zu dicken, juckenden Beulen angeschwollen, von meinen Waden bis hinauf in den Schritt.

In dieser Lage befand ich mich, weil ich Missionar im Amazonasgebiet werden wollte. Damals, es war das Jahr 1976, wurde ich zum Mitglied der Wycliffe-Bibelübersetzer ausgebildet. Ich wollte »das Wort Gottes«, die christlich-lutherische Bibel, für eine Gruppe von Amazonasindianern übersetzen. Zu jener Zeit glaubte ich, die Worte der Heiligen Schrift besäßen die Macht, das Leben für alle Ewigkeit zu verändern. Um die notwendige Ausbildung für diese Berufung zu absolvieren, musste ich mit meiner Familie für ein viermonatiges Überlebenstraining in den mexikanischen Urwald ziehen, wo einst die Maya geherrscht hatten. Dort lernten wir, in einer äußerst primitiven Umgebung zu leben und zu arbeiten. Die meisten neuen Kenntnisse und Fertigkeiten, die ich erwarb, bezogen sich auf Werkzeuge und Hilfsmittel, über die ich bisher nicht groß nachgedacht hatte – Kompass, Knoten, Machete, Lehmofen und dergleichen.

Nach den ersten paar Unterrichtswochen sollte ich zunächst für meine Familie ein Haus im Urwald bauen. Dabei durfte ich

weder Nägel noch einen Hammer und auch sonst keine Werkzeuge verwenden, außer meinem Schweizer Armeemesser und einer Machete, die ich mir im Missionsladen besorgte. Unsere Behausung errichtete ich aus Schösslingen und Gerten, die ich im Urwald auftrieb und mit Lianen zusammenband. Ich baute sogar ein Stockbett für Shannon (sechs Jahre alt) und Kristene (drei Jahre alt), meine beiden Töchter. Aus zugeschnittenem Holz fertigte ich das Gerippe für einen Lehmofen. Dann formte ich aus Pfählen und Ranken einen fast meterhohen Kasten, den ich mit feuchtem Lehm beschichtete, gekrönt von einem Rauchabzug. Unten ließ ich eine Öffnung für das Feuerholz; oben passte ich eine gusseiserne Kochplatte ein. Sobald ich meine Familie untergebracht und mit Trockengut und ein paar lebenden Hühnern von der Mission versorgt hatte, musste ich damit rechnen, schon bald zur »Abschlussprüfung« meines Urwaldtrainings aufgerufen zu werden – zur Survivaltour.

Zu dieser Exkursion, die alle angehenden Mitglieder der Wycliffe-Bibelübersetzer, Männer wie Frauen, mitmachen mussten, wurde man ohne Vorankündigung abgeholt. Man durfte nur das mitnehmen, was man gerade bei sich hatte (außer Nahrung, die wurde einbehalten). Dann wurde man für drei bis sieben Tage in einem unbekannten Teil des Urwalds ausgesetzt. Man wusste nicht, wie lange man dort ausharren musste. Um auf die Tour vorbereitet zu sein, hatte ich stets einige Utensilien dabei – eine Feldflasche mit abgekochtem Wasser, 15 Meter dicht aufgewickelter Seil, einen Regenumhang, Angelschnur und Angelhaken, mein Taschenmesser, die Machete und Streichhölzer.

An dem Tag, an dem ich aufgerufen wurde, fühlte ich mich bereit. Zusammen mit ein paar anderen Kandidaten stieg ich in einen Einbaum mit Außenbordmotor und sauste über den Ocotil-See. Wir befanden uns ungefähr 80 Kilometer östlich der alten aztekischen Siedlung Ocosingo, der nächstgelegenen Stadt, die aber durch einen Bergrücken von uns abgeschnitten war. Am gegenüberliegenden Ufer marschierten wir etliche Kilometer weit in den Regenwald. Nach einer gewissen Zeit

wandte sich ein Mitarbeiter der Mission an einen von uns und sagte: »Du bleibst hier. Wir holen dich in ein paar Tagen wieder ab.« Irgendwann war ich an der Reihe und blieb zurück. Die anderen zogen weiter. Ich schaute mich um. Überall dichter Urwald, es war feucht und sehr heiß. Ich wollte die Gegend erkunden, trinkbares Wasser suchen und vielleicht ein paar Pflanzen für das Abendessen sammeln. Aber es war schon nach 15 Uhr, und ich wusste, dass in knapp drei Stunden jäh die Nacht einsetzen würde. Ich musste mich an die Arbeit machen, es blieb keine Zeit, lange über das Essen nachzudenken. Am wichtigsten war es, rasch Wasser aufzutreiben, um nicht durch Dehydrierung geschwächt zu werden. Also trank ich zuerst das restliche Wasser in meiner Feldflasche aus. Im Urwald wachsen zahlreiche Schlingpflanzen, die trinkbares Wasser enthalten. Und so sichtete ich ganz in der Nähe ein Exemplar jener Ranke, für deren Ortung ich meinen Blick geschult hatte. Ich sprang so hoch ich konnte, um die Liane, die von einem hohen Baum herabhing, möglichst weit oben abzuschneiden. Erst danach kappte ich auch ihr unteres Ende dicht über dem Boden. Ich wusste, wenn man die Schlingpflanze zuerst am unteren Ende anschneidet, saugt sie das Wasser nach oben. Als Nächstes presste ich einen Finger gegen die untere Schnittfläche und schraubte meine Feldflasche auf, dann steckte ich das Ende der Ranke in die Flaschenöffnung. Ein ordentliches Stück von der richtigen Schlingpflanze liefert fast einen Liter Wasser. Damit hatte ich für ein paar Stunden genug zu trinken. Das Wasser war frisch und rein, man musste es nicht erst abkochen oder behandeln. Als ich mein Trinkwasser hatte, machte ich mich daran, mir eine Schlafstelle zu errichten und ein Lagerfeuer zu entzünden. Als Erstes schnitt ich vier kräftige Pfähle zurecht, die ich an den Ecken eines imaginären Rechtecks, welches mein Bett bilden sollte, in den Boden rammte. Ich trieb sie schräg in die Erde, sodass jeweils zwei Pfosten ein asymmetrisches Kreuz bildeten, das ich mit Lianen verschnürte. Dann ritzte ich etwa einen halben Meter über dem Boden in jeden

der Pfähle eine knapp drei Zentimeter tiefe Kerbe. In diese Kerben legte ich Latten, die ich ebenfalls mit Lianen festband, und darüber schichtete ich stabile Äste. Das Gestell für mein Bett war fertig.

Nun brauchte ich noch eine Matratze. Also schnitt ich mehrere rund zwei Meter lange Schösslinge ab, die um einiges dünner und grüner waren als die Stützpfeiler. Anschließend nahm ich mein mitgebrachtes Seil heraus und schlang es im Zickzack um die Latten. Nun zog ich, gleichsam wie ein Weber, die biegsameren grünen Zweige durch die Schlingen. Auf diese Weise baute ich mir ein Bett mit einer elastischen Matratze, so wie ich es von meinen Survival-Coaches in der Mission gelernt hatte. Über der einen Seite dieses Lagers brachte ich, ebenfalls mit Stöcken und Lianen, meinen Regenponcho als Schutzdach an. Dann machte ich mich auf die Suche nach Brennholz.

Das Sammeln von Feuerholz ist, abgesehen vom Wasserbesorgen, die wichtigste Aufgabe des Tages. Wenn man das Feuer nah genug an der Schlafstelle entfacht, kann der Rauch verhindern, dass man von Moskitos aufgefressen wird, während man versucht zu schlafen. Und die Flammen verscheuchen – im Prinzip – die meisten wilden Tiere. Feuer ist auch erforderlich, um sich etwas zum Essen zu kochen (falls man Glück hat, etwas Essbares zu finden oder zu fangen), und es sorgt für Licht in der Nacht. Ich verbrachte Stunden damit, Brennholz zu schlagen. Um ein Feuer zu entfachen, braucht man eine Grundlage aus trockenem Holz und Zunder. Wenn die Flammen heiß genug lodern, kann man grünes, feuchtes Holz darüberlegen, damit das Feuer gemäßigt weiterbrennt, also nicht zu schnell und nicht zu langsam. Doch solange ich Brennholz sammelte, konnte ich nicht jagen, Fische fangen oder essbare Pflanzen suchen. Mein liebstes und wichtigstes Nahrungsmittel während dieses Überlebenstrainings waren übrigens junge Farnblätter, die reich an Nährstoffen sind. Mir wurde klar, dass Teamarbeit für mein langfristiges Überleben entscheidend sein dürfte. Ein paar Tage wäre ich ohne Weiteres über die Runden

gekommen. Doch über einen längeren Zeitraum hätte ich es wahrscheinlich nicht ohne jemanden an meiner Seite geschafft, der mir bei der Nahrungssuche half und mit dem ich vor allem reden konnte.

In jener ersten Nacht weckte mich das Geräusch eines großen Tiers, das dicht an meinem Bett vorbeistapfte. Ich bemerkte, dass mein Feuer inzwischen bis auf eine schwache Glut niedergebrannt war. Rasch sprang ich auf und legte neues Holz auf die noch glimmenden Kohlen. Zum Anblasen benutzte ich einen kurzen Gummischlauch mit einem Kupferende, den ich direkt unter die Kohlen stecken konnte; diese Vorrichtung hatte mir ein Kollege von der Mission kurz vor meinem Aufbruch geliehen. Mit diesem Werkzeug zur Sauerstoffanreicherung des Feuers ging das trockene Holz, das ich auf die Glut gelegt hatte, sofort in Flammen auf. Ich griff nach meiner Machete und sah mich um. Da ich aber nichts weiter hörte, legte ich mich wieder hin. Angesichts der Umstände schlief ich einigermaßen gut und erwachte am Morgen mit knurrendem Magen und dem festen Entschluss, etwas Essbares zu finden, egal ob pflanzlich oder tierisch. Ich wusste, dass es mir an Talent und Erfahrung mangelte, um je ein ernst zu nehmender Jäger oder Fischer zu werden, aber ich konnte doch wohl genug erbeuten, um zu überleben, wenn ich es den ganzen Tag lang durchzog.

Ich drang von meinem Lagerplatz tiefer in den Urwald vor. Dabei markierte ich mit der Machete sorgfältig meinen Weg: In gewissen Abständen ritzte ich kleine Kerben in die Rinde größerer Bäume – einen Streifen an der vom Camp wegführenden Seite, zwei an der zum Camp gelegenen Seite. Ein Problem hatte ich dabei natürlich nicht bedacht: Falls ich beim Zurückgehen zufällig quer auf meinen Pfad stoßen sollte, konnte ich meine Baummarkierungen nicht so ohne Weiteres ausmachen. Der Hunger sorgte für wache Sinne, doch erst nach ein paar Stunden sah ich einen kleinen braunen Fleck zu einem Haufen toter Blätter huschen. Als das Pelztierchen mit seinen Knopfaugen innehielt, erkannte ich, dass es ein Aguti war.

Voller Ehrgeiz hob ich meine Machete und schlich mich möglichst verstohlen zu dem Nager hin. Als ich schon ganz dicht bei ihm war, sprang er plötzlich ein Stück weiter. Ich wartete kurz und pirschte mich erneut an. Abermals rannte er weg. »Ich werde nie nah genug an dieses verdammte Viech herankommen, um es zu erlegen«, dachte ich verzweifelt. Kurz kam mir der Gedanke, ob ich es wohl treffen würde, wenn ich die Machete nach ihm warf. Schnell wurde mir jedoch klar, dass ich nicht riskieren konnte, mein wertvollstes Werkzeug zu verlieren. Während ich nach einer Alternative suchte, lenkte mich plötzlich das Geräusch von Stockschlägen und Blätterrascheln unmittelbar zu meiner Rechten ab. Ein anderer Überlebenskämpfer, Lloyd, trat aus dem Gestrüpp, nur wenige Meter neben dem Aguti, und schoss mit einem kleinen Bogen einen Pfeil ab. Ich blickte in die Richtung, in die der Pfeil gesaust war, und sah, wie sich das Tier auf dem Boden wand. Mein Kollege sprang freudig johlend in die Luft. Er packte seine nächste Mahlzeit an den noch zappelnden Hinterbeinen und marschierte zu seinem eigenen Lagerplatz zurück, ohne überhaupt zu bemerken, dass ich nur wenige Meter entfernt im Unterholz stand. Niedergeschlagen trottete ich zu meinem Plätzchen. Unterwegs pflückte und verzehrte ich eine Handvoll Farnspitzen, meine erste Nahrung seit zwei Tagen.

Pfeil und Bogen! Verflixt! Warum hatte ich daran nicht gedacht? (Ich hatte nicht einmal eine dünnere Schnur mitgenommen, um einen Bogen zu spannen.) Lloyd hatte vorausgeplant und Nylonfaden für eine Bogensehne eingesteckt, was nach unserem Reglement erlaubt war. Um zu überleben, musste ich Werkzeuge fertigen können, die mir halfen, in meiner Umgebung klarzukommen. Das war mir nicht gelungen.

Mein Kollege und ich standen vor ein und demselben Problem: Wir mussten Proteine erbeuten, die sich schneller bewegten als wir selbst. Er hatte die Nuss geknackt, ich nicht. Auf lange Sicht hätte Lloyd im Urwald sicher länger überlebt als ich, wenn ich im Werkzeugbau nicht kreativer würde. Mein

Dschungelkollege war in dieser misslichen Lage allerdings kaum ein Pionier. In ihrer Entwicklung als Spezies hatten Menschengruppen immer wieder mit genau diesem Dilemma der »beweglichen Proteine« zu kämpfen gehabt. Und über viele Jahrtausende hinweg bildeten Pfeil und Bogen eine gängige Lösung für dieses Problem.

Wie aber kam dieses wunderbare Werkzeug auf? Es gibt mehrere Möglichkeiten. Zum einen könnte es einen einzigen isolierten Ursprung gegeben haben. Der Bogen könnte von einem einzelnen genialen Geist erfunden und dann von allen kleinen Gruppierungen der frühen Menschheit übernommen worden sein, bevor diese sich von Afrika ausbreiteten. Belege sprechen dafür, dass unsere Vorfahren in Afrika vor etwa 12 000 Jahren Pfeil und Bogen verwendeten. Wahrscheinlich wurde der Bogen bereits viel früher erfunden, aber weil dieses Jagdgerät meist aus biologisch abbaubarem Material gefertigt wurde, lässt es sich in der fossilen Überlieferung nur spärlich nachweisen. Selbst heutzutage sind bei den Stämmen im Amazonasgebiet häufiger hölzerne Pfeilspitzen anzutreffen als solche aus Knochen, Stein oder Metall. Es ist also möglich, dass diese für das Überleben unserer Spezies so wichtige Erfindung vielleicht nur ein einziges Mal in der Menschheitsgeschichte gemacht wurde. Das wäre denkbar. Andererseits erfanden vielleicht mehrere kreative Individuen den Bogen unabhängig voneinander in verschiedenen Teilen Afrikas und in anderen Gegenden der Welt, um das universelle Eiweißproblem zu lösen. Diese Überlegungen zielen auf den Kern dessen, worum es hier geht.

Es ist aber auch möglich, dass der Anstoß und die allgemeinen Prinzipien des Bogenbaus von der Evolution durch eine bestimmte Anordnung im menschlichen Genom verfügbar gemacht wurden. Dies könnte der Fall gewesen sein, und sogar erst relativ spät. Die zugrunde liegende Erbaustattung könnte aber auch älter und erst später abrupt aktiviert worden sein. Es wäre denkbar, dass die wachsende Zahl von Verbindungen zwischen den Neuronen im sich entwickelnden menschlichen

Gehirn eines Tages eine Schwelle überschritt, sodass der Werkzeugbau ein Nebenprodukt der neuen physikalischen Gehirnausstattung war. So entstand ein spezielles »Werkzeugorgan« oder Areal im Gehirn mit fest veranlagtem Wissen über den Bogenbau, worauf zurückgegriffen werden konnte, wenn es das Umfeld verlangte.

Als Forscher verfügen wir nur über begrenzte Zeit und Ressourcen. Daher ist Sorgfalt geboten, wenn wir entscheiden, welche Hypothese wir als Erstes prüfen. Ich wähle jene Hypothese, die von keinerlei unsichtbaren Kräften ausgeht, seien es Götter oder bislang unentdeckte Gene. Ich treffe diese Entscheidung auch deswegen, weil Pfeil und Bogen eine naheliegende und relativ einfache Lösung für das universelle Problem der Proteinbeschaffung zu sein scheinen. Und es spricht vieles dafür, zunächst der einleuchtendsten Lösung auf den Grund zu gehen – bei jedwedem Problem. Im vorliegenden Fall wäre dies die Werkzeughypothese. Daher gehe ich davon aus, dass das Werkzeug, mit dem ich bewegliches Eiweiß erbeuten kann, weder auf Gene noch auf Götter zurückzuführen ist, sondern auf menschlichen Erfindungsgeist.

Doch auch wenn dies die beste Anfangshypothese sein dürfte, ist es nicht unbedingt die interessanteste beziehungsweise die richtige Hypothese. Nichts wäre aufregender als die Entdeckung von Beweisen dafür, dass ein Gott oder ein Außerirdischer einem frühzeitlichen Menschen zeigte, wie man Pfeil und Bogen fertigt. Völlig unerwartete Information führt oft zur größten Lernerfahrung. Anstatt unseren Wissensfundus gleichsam homöopathisch, Stück für Stück aufzubauen, machen wir so einen gewaltigen Sprung. Solche Sprünge kommen aber seltener vor als Babyschritte, sowohl in der Evolution als auch beim Lernen.

Es wäre fast ebenso spannend, zu entdecken, dass sich im menschlichen Genom oder im kindlichen Gehirn tatsächlich Informationen für die Fertigung von Pfeil und Bogen finden ließen. Ich erkenne die Existenz des menschlichen Genoms

an, aber ich glaube nicht, dass ihm Informationen darüber eingeschrieben sind, wie man bestimmte Werkzeuge herstellt. Vielleicht irre ich mich. Falls man Beweise für einen Pfeil- und Bogen-Komplex im genetischen oder kortikalen Material finden sollten, wäre ich nicht nur erstaunt über den Irrtum in meiner Weltsicht, sondern umso begeisterter und erfreuter über die gelernte Lektion. Um zu verstehen, warum ich einen genetischen Ursprung des Bogens skeptisch betrachte, bedenke man Folgendes: Bemerkenswert am Menschen ist seine relativ geringe Zahl von Genen; er besitzt weniger Gene als Mais. Es ist nicht klar, welche Bedeutung diesem genetischen Unterschied beizumessen ist. Der Mensch ist allerdings nicht deswegen klüger als ein Maiskolben, weil er viele höchst spezifische Gene besitzt. Vielmehr sorgt das Zusammenspiel dieser Gene dafür, dass bereits menschliche Säuglinge schlauer sind als herrliche gelbe Maiskolben am Tag der Ernte. Unsere Stärke als Spezies besteht teilweise darin, dass wir flexibler und variabler sind als viele andere Arten. Die Auswirkungen unserer Gene mögen weniger linear sein – das heißt, die Verbindung zwischen unserem Genotyp (dem Erbgut, das wir aufweisen) und unserem Phänotyp (unserem Erscheinungsbild infolge der Wechselwirkung zwischen Genotyp und Umwelt, konkret sichtbar in Aussehen und Verhalten) ist weniger vorhersagbar. Der Grund dafür ist, dass bestimmte Gene zusammenspielen, nämlich solche, die im Aufbau des menschlichen Genoms weniger straff verbunden sind als die starr angeordneten Gene des Mais oder noch einfacherer Organismen. Entscheidend ist, dass wir eine feste Entsprechung zwischen individuellen Genen und komplexen Komponenten der menschlichen Natur nicht nachweisen können. Vielmehr lässt sich belegen, dass die Kultur die Gene beeinflussen kann und somit den Prozess der natürlichen Selektion bereichert. Die Anthropologen Peter Richerson und Robert Boyd argumentieren, dass »der Prozess der kulturellen Entwicklung eine aktive, führende Rolle bei der Evolution der Gene spielt«. Wenn sie recht haben, wirkt

sich die Kultur auf unsere biologische Entwicklung und unsere Gene aus. Und unsere Gene sind das Alphabet, mit dem deren Syntax unseren Lebensentwurf schreibt.

Die Diskussion über Pfeil und Bogen führt uns zur zentralen Hypothese dieses Buches: Sprache ist ein Werkzeug und wurde, genau wie Pfeil und Bogen, erfunden. Sie mag im Lauf der Menschheitsgeschichte einmal oder mehrmals erfunden worden sein. Doch wenn ich recht habe, ist Sprache in erster Linie ein Werkzeug zum Denken und Kommunizieren und wird vor allem durch menschliche Kulturen geformt, auch wenn sie in der menschlichen Psyche angesiedelt ist. Sie ist zugleich ein kulturelles und ein kognitives Werkzeug. Es gibt viele derartige Werkzeuge in den unterschiedlichsten Ausprägungen, etwa den Begriff des Helden, wissenschaftliche Theorien und das Rad. Dennoch scheint klar zu sein, dass Sprache das vielleicht wichtigste aller Utensilien unseres Gehirns ist. Wie Pfeil und Bogen, Feuer sowie andere Werkzeuge wurde sie zum Teil entdeckt und zum Teil erfunden. Sprachen sind die unvollkommenen Ergebnisse des Denkens aufrecht gehender Primaten – Ergebnisse, die sich mit jeder gemeisterten Aufgabe allmählich verfeinert haben.

Sprache ist ein zusammengeflicktes Set von Antworten auf ganz unterschiedliche Aspekte jener Probleme, die sich bei der Kommunikation und Kooperation zwischen Menschen ergeben. Sie ist vielleicht nicht einmal das beste Kommunikationswerkzeug, das man sich vorstellen kann. Sprache ist kompliziert. Sie ist möglicherweise die komplizierteste und erstaunlichste Erfindung in der Geschichte unserer Spezies. Bevor wir uns dem schwierigsten Problem zuwenden, könnte es hilfreich sein, zuerst einige andere Werkzeuge unserer Art zu betrachten. Das Spektrum an kognitiven, kulturellen oder biologischen Technologien ist unermesslich. Um die Bandbreite an Werkzeugen zu erkunden, möchte ich gern einige Gegenstände betrachten, die viele vielleicht gar nicht als Werkzeuge ansehen würden, und zwar aus einer Kultur in Zentralbrasilien: ein kulinarisches

Vehikel, einige dekorative Werkzeuge, ein sportliches Medium sowie ein paar gesangliche Hilfsmittel.

Im Jahr 2004 erhielt ich Forschungsgelder und den Auftrag, mit einem Team den brasilianischen Nationalpark Xingu [ʃi'ngu] aufzusuchen und dort zum allerersten Mal die Suyá-Sprache zu dokumentieren. Nach der Ankunft meines Teams erfuhr ich, dass sich die Suyá selbst als Kísedje [kínsedʒi] bezeichnen und auch so bezeichnet werden wollen; nur Außenstehende sprechen von Suyá. Die Kísedje-Sprache wird von ungefähr 500 Menschen im Xingu-Reservat gesprochen.

Kísedje gehört der Gê-Sprachfamilie an, zu der unter anderem auch Kayapó [kai-ya-pá] und Xavante [scha-van-tschí] zählen. Die Gê-Völker sind bedrohlich stark und robust, sie können bekanntermaßen Wild auf freier Fläche jagen, fangen, mit einer langen Hartholzkeule erschlagen und meilenweit zurücktragen. Im Vergleich zu anderen brasilianischen Indianern sind sie sehr groß; als einer meiner Freunde bei den Pirahã [Pi-da-han] aus dem mehr als 1200 Kilometer entfernten Regenwald im Amazonasgebiet zum ersten Mal einen Gê-Indianer sah, fragte er mich entrüstet: »Warum sind wir Pirahã so klein?« Die Gê sind in den letzten Jahren in der allgemeinen Öffentlichkeit etwas bekannter geworden, weil der Kayapó-Häuptling Raoni mit dem Rocksänger Sting auf Tour ging und über die ökologische Gefährdung des Amazonasgebiets sprach. Als wir im Land der Kísedje eintrafen, musste ich mit deren Häuptling, Kuiussi [ku-ju-si], und dem Stammesrat über die Genehmigung verhandeln, das hoheitliche Reservat betreten und dort forschen zu dürfen. Eine Stammesgemeinschaft zu besuchen ist ein Privileg und bringt große Verantwortung mit sich. Die meisten kleinen Volksgruppen, wie die Kísedje, die Pirahã, die Banawá und andere, haben Grund, Außenstehenden zu misstrauen, da die Beziehungen der westlichen Welt zu den amerikanischen Ureinwohnern über Jahrhunderte von Gewalt, Ausbeutung und Vorherrschaft geprägt waren. Solche Verhandlungen sind stets heikel. Kuiussi willigte ein, sich mit mir in Canarana, der

nächstgelegenen brasilianischen Stadt, zu treffen und in einem Grillrestaurant über mein Forschungsvorhaben zu sprechen.

Kuiussi genießt seit einiger Zeit einen gewissen Ruf, weil er jahrelang mit den legendären brasilianischen Forschern Orlando, Cláudio und Leonardo Villas-Bôas zusammenarbeitete. Die Gebrüder Villas-Bôas waren unvergleichliche Abenteurer; sie gründeten 1961 den Xingu-Nationalpark und setzten sich unermüdlich für die Indianer Brasiliens ein. Ich wusste, dass Kuiussi Ende 60 war, doch als er am nächsten Mittag in das Restaurant kam, staunte ich, wie viel jünger er aussah. Sein langes, dichtes obsidianschwarzes Haar fiel auf breite, muskulöse und gebräunte Schultern. Sein Bizeps wurde, wie der anderer Kisedje-Männer, durch Armbänder aus weißer Baumwolle betont. Meist trägt er eine Turnhose aus Nylon sowie Flipflops und zeigt so seine Fülle an Sehnen und Muskeln vom Nacken bis zu den Zehen, doch an diesem Tag hatte er zu Ehren des Anlasses Jeans, ein Polohemd und Tennisschuhe an.

Ebenso überrascht war ich über sein Gefolge: Mindestens 15 Männer, Frauen und Kinder seines Stammes kamen mit ihm, um sich das Gratismittagessen schmecken zu lassen, das der Gringo allen versprochen hatte (wovon ich allerdings nichts wusste). Kuiussi lud sich seinen Teller voll und wandte sich dann an mich, denn meine Forscherkollegen hatten ihn wissen lassen, dass ich, der einzige nahezu unpigmentierte Amerikaner in dem Lokal, der Leiter des Projekts war. Kuiussi versicherte mir, dass er uns gestatten und unterstützen werde, seine Leute zu studieren. Aber zuerst müsse er uns darauf hinweisen, welche Auflagen dabei galten.

Alle Kisedje-Männer wollten gleich als Erstes wissen, ob ich finanziell von diesem Projekt profitieren würde. Sie hegten die Vorstellung, ich könnte berühmt werden und reichlich Geld verdienen, indem ich Bücher und Artikel über ihre Sprache veröffentliche. Sie stellten klar, dass jeglicher Profit, der durch ihre Zusammenarbeit erzielt werde, ihnen zustehe. Ich erklärte mich einverstanden, gab aber zu bedenken, dass die finanzielle

Seite zu vernachlässigen sei; meine Arbeit werde höchstens mit beruflichem Aufstieg und höherem Salär belohnt. Diese Dinge seien mir wichtig, gab ich zu, doch sie würden kein nennenswertes Gemeinschaftsvermögen aufseiten der Indianer abwerfen.

Kuiussi schien diese Einschätzung skeptisch zu sehen, verfolgte das Thema aber nicht weiter. Ihm lag mehr daran, über einige seiner Hauptsorgen bezüglich unseres Verhaltens in seinem Dorf zu sprechen. Erstens: kein Sex zwischen uns und seinen Leuten. Er wollte nicht, dass Außenseiter Emotionen aufrührten und das gesellschaftliche Leben seiner Dorfbewohner durch sexuellen Kontakt jeglicher Art störten, vom Flirt bis zum Geschlechtsverkehr. Zweitens: keine Fotos ohne Erlaubnis. Drittens: keine nackten Ausländer im Dorf. Kuiussi erklärte, wir würden zwar Kisedje ohne Bekleidung sehen, doch das entspreche ihrer Kultur. Andererseits, betonte er, gehöre Nacktheit in der Öffentlichkeit nicht zur *cultura dos brancos*, der »Kultur der Blasshäutigen«. Wenn sich Weiße in der Öffentlichkeit nackt bewegten, erklärte er, meinten sie damit etwas ganz anderes als seine Leute. Wie mir schien, besaß Kuiussi ein tiefes und weitreichendes Verständnis nicht nur von kulturellen Unterschieden, sondern auch von den grundlegenden Begriffen der Kultur selbst. In vielen Punkten hatte er absolut recht.

Nachdem Kuiussi ungefähr zehn Minuten lang gesprochen hatte, stellte er mir seinen Schwiegersohn Nhokomberi vor. Der junge Mann, der von allen Nhoko genannt wurde, besaß ein Haus in Canarana, denn er war Angestellter der Nationalen Stiftung der Indigenen (*Fundação Nacional do Índio*, abgekürzt FUNAI) und verbrachte daher viel Zeit außerhalb des Dorfes. Wir plauderten über Familienthemen und Ähnliches und wandten uns dann wieder unserem ausgesprochen kalorien- und cholesterinreichen Essen zu. Danach vereinbarten wir, uns am Abend in Nhokos Haus wiederzutreffen, um weiter über die Ziele meines sprachwissenschaftlichen Projekts zu sprechen. Nhoko versprach, mir Fotos des rund 320 Kilometer entfernten Kisedje-Dorfes zu zeigen, in dem wir arbeiten sollten.



Daniel Everett

Die größte Erfindung der Menschheit

Was mich meine Jahre am Amazonas über das Wesen der Sprache gelehrt haben

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 464 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-421-04594-2

DVA Sachbuch

Erscheinungstermin: April 2013

Das neue Buch von Daniel Everett!

In Das glücklichste Volk, einem internationalen Bestseller, hat Daniel Everett packend seine Zeit bei den Pirahã im Amazonasgebiet geschildert. In seinem neuen Buch widmet er sich nun seiner eigentlichen Profession: der menschlichen Sprache. Everett untersucht, wie Sprache entsteht und warum es solch eine unglaubliche sprachliche Vielfalt in der Welt gibt. Gestützt auf seine jahrelange Forschung im brasilianischen Amazonasgebiet, bei den Pirahã und anderen indigenen Völkern, kommt Everett zu einer revolutionären Erkenntnis: Eine Universalgrammatik, die angeboren und im menschlichen Gehirn verankert ist, gibt es nicht. Vielmehr entstehen Sprachen immer in einer speziellen Kultur, von der sie geformt und auf deren Bedürfnisse sie ausgerichtet ist. Deswegen folgen auch nicht alle Sprachen gemeinsamen grammatischen Prinzipien – eine Erkenntnis, mit der sich Everett gegen die herrschende Meinung der Linguistik stellt. Sprache, so ist Everett überzeugt, ist ein Werkzeug, das, ähnlich wie Pfeil und Bogen, vom Menschen erfunden wurde. Sprache ist die größte Erfindung der Menschheit.

 **Der Titel im Katalog**